Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

1. Jahrgang. München, 24. Oktober 1885. Nr. 43.

Zur heutigen Rechtspflege.

Unpolitische Glossen.

Wie sich die Lobredner unserer Zeit oft erhaben wegwerfend äußern über die „Seltsamkeiten" der Vergangenheit, als da sind: Inquisition, Hexenprozesse, Folterkammern u. s. w.! Als ob diese edlen Einrichtungen der sogenannten mittelalterlichen Rechtspflege mit Stumpf und Stiel verschwunden wären — und in leichter Umbildung und Anpassung nicht noch heute bestünden! So wird, um bei dem milden Ausdrucke „Seltsamkeiten" zu bleiben, es gewiß nicht als die pikanteste Seltsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen, daß ein Berliner Staatsanwalt unter der hochachtungsvollsten Aufmerksamkeit des Publikums sich unterfangen durfte, aus Liebesgedichten eines Künstlers juristische Beweise für die Schuld des letzteren zu schmieden!

Seitdem lebt mein Nachbar, ein Novellendichter, in tötlicher Angst. Er hat einige umfangreiche Erzählungen gedichtet, worin, wie es so Sitte ist, leichtere und schwerere Ehebrüche benebst natürlichen Kindlein vorkommen. So oft in seinem Stadtviertel ein unehelich Geschöpf das schöne Licht unserer ausgezeichneten Welt erblickt, glaubt sich der Aermste in Gefahr, der erstbeste Staatsanwalt könne ihn bei'm Kragen fassen: „Das hast Du gethan, poetischer Sünder, solche Handlungen sehen Dir ganz ähnlich, hier steht der gedruckte Beweis in Deinen Büchern!" Indessen kann mein Johann, ein strammer Bursch, allen erdenklichen erotischen Unfug verüben. Der Schlingel giebt einfach nichts Schriftliches von sich! Es hat also doch etwas für sich, wenn unsere ultramontanen Reaktionäre gegen die unvorsichtige Verbreitung der Schreibkunst eifern. Bei der Art unserer Rechtspflege ist leicht ein Unglück geschehen. Wir haben Versicherungen gegen Eisenbahnunfälle u. dergl. Eine gut fundierte, solide Gesellschaft zur Versicherung gegen Rechtsunfälle wäre für den modernen Staatsbürger, der in seinen poetischen Schreibübungen unbehelligt bleiben will, gar nicht ohne. Der übliche Genuß der staatsbürgerlichen Freiheiten wird ohnehin mehr und mehr zu einem Ding, bei dem einem ordentlichen Kerl der Appetit vergehen könnte. Und nun sollen uns auch noch die paar Sprünge staatsanwaltschaftlich verleidet werden, die wir im künstlerischen Phantasiereiche machen? Und nur die Juristen sollen sich Phantasieen wie der Berliner Staatsanwalt mit dem Maler Graef grausamen Andenkens erlauben dürfen?

Ein deutscher Strafrechtslehrer hat vor einigen Jahrzehnten den Satz verkündigt: „Der Mensch ist ein freier Mann, dessen Würde nicht verletzt werden darf; er ist nicht dazu da, um als Beweismaterial gegen sich selbst ausgebeutet zu werden." So lange dieser Satz mißachtet und kein Winkel des Familienlebens, kein Asyl des Gemüts und der Phantasie von der Justiz heilig und unverletzlich erachtet wird, kann man sich nur mit dem andern Satz trösten: „Eigentlicher Zweck aller Strafe ist Besserung des — Strafenden." Dixi.

Fritz Lemmermayer

Zeitgedichte.

Von Heinrich v. Reder.

Der Papst als Schiedsrichter.

Ach, in welche schlimme Lage
Hat der Bismarck mich versetzt!
Zwischen Deutschland und Hispanien
Soll ich mich entscheiden jetzt.

Gut katholisch ist der Eine
Und der Andre Protestant,
Der um die Kultur im Kampfe
Gegen mich erhebt die Hand.

Wenn ich für den Ketzer spreche,
Klagt in Angst der Katholik:
Weh, das Schifflein Petri scheitert
Noch im Dunst der Politik!

Sprech' ich für den Spaniolen,
Duld' ich sicher größ're Qual,
Denn aus seinem Papstvertrauen
Schlägt der Kanzler Kapital.

Wie ich immer auch entscheide
— Irren kann ich mich ja nicht —
Seh' ich ein ironisch Lächeln
Auf dem eisernen Gesicht.

Maler und Modell.

Holdes Mädchen schön wie Venus,
Du allein kannst mich begeistern
Und mit Deinen Formen will ich
Alle Farbenmucker meistern.

Aus dem Sumpfe sollst Du steigen
Als die wunderschönste Nixe
Und ein Märchen will ich dichten,
Rufen sie auch: Crucifixe!

Mit dem Pinsel, mit der Feder
Will ich mein Modell erheben,
Bis es als ein lichter Seraph
Wird empor zum Himmel schweben!

Zola und Daudet.

Von M. G. Conrad.

II.

Betrachten wir die Zola'sche Kunstweise etwas näher an einem seiner verrufensten Romane, der gleichzeitig mit Daudets „Königen im Exil" erschienen ist. Ich meine seine „Nana", worin er die spezifisch Pariser Lebenskreise der sogenannten „demi-monde artistique" mit dem ganzen Schweif ihrer „vornehmen" Gefolgschaft behandelt. Hat er uns in seinem „Assommoir" die alkoholvergifteten Arbeiter-Generationen der Barrière analysiert, so führt er uns in seiner „Nana" (der zum Operettenstern emporgeschwindelten Tochter des am Säuferwahnsinn verendeten Assommoirhelden Coupeau) mitten in das Herz der vornehmen Weltstadt, auf die Boulevards mit ihren Theatern und Restaurants und — Venusbergen und entrollt in meisterhaften Schilderungen die verborgensten Seiten der eleganten Korruption. Mit kühner Hand reißt er den letzten Schleier von dem „Paris viveur" und zeigt mit seiner naturalistischen Leuchte hinein in die Abgründe, wo das vornehme

Gesindel der Lebemänner mit seinen „Löwinnen" sich im Schlamme sittlicher Verkommenheit wälzt . . .

Wenn Daudet in seinen „Königen im Exil" sich begnügt, gelegentlich der Erzählung von den Ausschweifungen des entthronten Helden einfach zu konstatieren, daß zwar die Bezeichnung wechselt, was aber bleibt, das sind

„die berühmten Restaurants, wo die Sache selbst vor sich geht, die von Gold und Blumen strahlenden Säle, wo die gerade florierenden Mädchen eingeladen und empfangen werden; das ist die entnervende Gemeinheit der Lust, welche bis zur Orgie herabsinkt, ohne jedoch jemals neue Form annehmen zu können; was sich ferner niemals verändert, das ist die klassische Dummheit dieses Haufens von Wüstlingen und allergemeinsten Frauenzimmern, die Hohlheit ihres Rotwälsch und ihres Gelächters, ohne daß jemals eine Spur von Geist oder Originalität in dieses Leben sich einmischte, das unter seiner anscheinenden Tollheit genau so philiströs und abgemessen ist, wie das bürgerliche; hier herrscht die geregelte Unordnung, die programmmäßige Laune und im Hintergrunde die Langeweile, nichts als die gähnende, blödsinnigste Langeweile" — — —

so geht Zola in seiner experimentierenden Methode weiter: er läßt dieses zuchtlose Leben vor dem Beobachter sich abspielen; er läßt vor dem richtenden Blick alle diese unglaublichen, aber wahrhaftigen Phänomene des ekelhaften Daseins verirrter Menschen in logischer Folge entstehen, mit allen Einzelheiten auswachsen und sich organisch einfügen in den Kreislauf des sozialen Lebens; er sagt nicht: das ist so und so, sondern: schaut her und überzeugt euch selbst, wie es wird, weil es so werden muß. Es ist eine haarsträubende Geschichte, die der Naturalist dem Leser vorführt — ich wage nicht zu sagen der Leserin; denn bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer öffentlichen Erziehung, welche die soziale Sittlichkeit mit dem Scheine absoluter Unwissenheit in geschlechtlichen Dingen — kopflos genug — zu befördern vermeint, wird man gemeint sein, Zola's letzte Romane, wie die Bibel in den Klöstern des Mittelalters, mit einer eisernen Kette an den Bücherschrank zu fesseln, damit sie Frauen und Töchtern von sittiger Gesinnung und feinem Gefühl nicht in die Hände fallen. Die verassekurierte Sittlichkeit unserer Feigenblatt-Pädagogik gestattet nur das lyrisch verblümte Phantasiespiel mit der Liebe und scheut vor der nackten Wahrheit zurück, weil das sozial-sittliche Ideal der Geschlechtsliebe nicht in die spröde Lastermoralität unserer angestammten Erziehungsweisheit paßt. So wie heute die Jugend erzogen wird, fehlt die Unschuld selbst da, wo die Jungfräulichkeit noch vorhanden ist. Alle halbe Kenntnis geschlechtlicher Verhältnisse ist ungleich gefährlicher, als die ganze. Allein die Halbheit paßt so wundervoll in das System unseres sozial-pädagogischen Versteckspiels, unserer schulmäßigen Vernunftverdunkelung! . . . .

Die arme Nana hat weder Geist noch Herz, weder List noch Witz. Das unterscheidet sie von den litterarischen Kourtisanen. Sie hat nichts als die Reize ihrer Geschlechtlichkeit. Ihr schönes blondes Fleisch ist eine machine à volupté. Die Männer, die sich ihr nähern, werden von dem sexuellen Parfüm berauscht, der gleich dem tötlichen Duft einer Giftblume ihrem Wesen entströmt. Wie eine zerstörende Naturkraft, richtet diese „bête" Familie, Wohlstand, Geist, Charakter und Gesundheit der Männer und Jünglinge zu Grunde, die in ihre Zerreibungszone (militärisch gesprochen) geraten. Und die Zahl der vom Wahnsinn der Fleischeslust Erfaßten ist wahrlich nicht klein. Unter Ruinen von Gut und Leben stirbt schließlich das fatale Weib — an den Blattern. Unter den Fenstern des Hôtels, wo der verpestete Kadaver noch auf dem Bette liegt, zieht die Volksmenge „à Berlin! à Berlin!" heulend, auf und ab Es ist im Juli 1870. Grandiose Persiflage der Hurenpolitik des letzten Napoleoniden! Am Todestage Nana's erklärt Frankreich dem König von Preußen den Krieg . . . .

Das ist der Schluß des Romans, der mit einer zuchtlosen pièce à femmes im Variétés-Theater begonnen. Die Moral läßt sich mit Händen greifen, wenn man eine solche will.

Wie hat sich die Kritik, auch die deutsche, zu diesem Kunstwerk verhalten? Lächerlich. Nur wenige Proben: ein Herr Gustav Wacht hat sich in Berliner Zeitungen also vernehmen lassen:

„Als schriftstellerische Arbeit ist „Nana" das beste, was Zola geschrieben hat. Wie

Hogarth in seinen Zeichnungen verzerrt und sehr kraß aufzutragen liebte, so thut (!) es auch Zola; hätte er wie jener Maler die Absicht, durch die Erregung von Grauen und Entsetzen zu bessern, so wäre er eine wohlthätige Erscheinung am Horizonte der Weltlitteratur, aber die Gesinnung, die seine Produkte durchströmt, ist gemein, die wollüstige Freude am Laster, die überall durchklingt, wird sittlich feste Menschen mit Ekel und Abscheu erfüllen, in haltlosen Naturen Begierde erwecken und dem Laster die Thür öffnen ...."

Erstaunlich, wie dieser Herr Wacht seinen Zola los hat! „Durchströmen der gemeinen Gesinnung", „Durchklingen der wollüstigen Freude am Laster" — preiswürdige psychologische Funde! Weiter:

„Daß die französische Sittenpolizei das Buch ungehindert passieren ließ und läßt, beweist, wie weit die Korruption in geschlechtlicher Richtung in Frankreich gediehen ist."

Trösten Sie sich, Herr Wacht, das heilige Rußland wenigstens hat den Beweis der Keuschheit erbracht und die „Nana" verboten. Der Biedermann schließt:

„Glücklicherweise sind die reichsten Blüten der Zola'schen Giftpflanze sehr schwer verständlich, im Normaldiktionnäre findet sich der Patois de voyoux, der Cynisme de Bohême nicht vor, diese Idiome lassen sich überhaupt sehr schwer übersetzen, und zum eigentlichen Verständnis gelangen sie nur dem, der sie an Ort und Stelle studieren konnte. Das ist eine köstliche Eigenschaft, die Verbreitung der Schriften im Ausland wird dadurch wesentlich erschwert."

Das steht hinfüro fest: nächst der Polizeispießmoral und dem Henkersbeil ist die Unwissenheit das köstlichste Ding für Regulierung des internationalen Litteraturverkehrs!

Wie schwer fällt es doch unsern Kulturphilistern, einen wahrhaften, ursprünglichen Schriftsteller zu begreifen und den Geist zu würdigen, der durch seine Werke weht!

Das sind freilich keine parfümierten Feuilletons à la „Figaro" und „Vie Parisienne", die mit paradoxaler Geistreichigkeit die Chronik der Ausschweifung salonfähig und mit dem starken, geschickt gestreuten Gewürz raffinierter Bonmots den Aasgeruch des Lasters wohlduftend zu machen suchen. Das sind keine romantischen Phantasien à la Dumas und Konsorten, die eine fiktive Welt zusammenfabeln, das Laster idealisieren, ihm eine goldig strahlende Poetengloriole um das geschminkte und frisierte Haupt weben und mit sentimentalen Fiorituren und Rouladen auf die Emotionen der Maulaffen spekulieren. Das sind keine frivolen, mit appetitreizenden Zweideutigkeiten durchsetzten Tugendpredigten über verzuckerte Schmutzgeschichten im Stile der Boulevards-Moralisten und Alkoven-Aesthetiker à la .... doch wer nennt die Namen dieser Braven alle! Wir haben diese noble Sorte ja auch in Deutschland ....

Es sind ganz einfach Dokumente, Untersuchungsakten eines sozialen Prozesses, wie sie eben nur das richterliche Genie eines Naturalisten wie Emil Zola zu verfassen vermag — und die jedem Kritiker, der im Romane nicht die Wahrheit, sondern nur deren Surrogate nach den Schablonen der überlieferten Aesthetik sucht, zum Stein des Anstoßes gereichen müssen. Ein Muster der kläglichen Verlegenheit, in welche die altfränkisch ästhetisierende Kunstschriftstellerei gerathen kann, bietet uns eine umfangreiche Studie über Zola aus der Feder Ludwig Pfau's.

„Der wackere Schwabe forcht sich nicht!" Er geht dreist ins Zeug mit den eigenen und fremden Argumenten, die er namentlich aus dem Arsenal der gefeierten akademischen Pseudokritiker Saint-Victor und Edmond Schérer entlehnt hat. Als belesener Schreiber hebt er all' die Pariser Aus- und Abfälle auf, die in den Feuilletons der Boulevardpresse nach den antinaturalistischen Orgien schöngeistiger Schwelger liegen geblieben und schon ein wenig schimmelig geworden und nicht mehr ganz geruchlos sind. Das deutsche Publikum ist ja nicht so diffizil, wenn ihm nur eine idealistische Serviette vorgebunden und eine romantisch geblümte Schüssel vorgesetzt wird. Sollte es aber Herrn Pfau wirklich entgangen sein, daß diese Preß-Abfälle schon seit fünfzig Jahren durch alle möglichen Zeitungen geschoben worden sind, und daß Alles, was er heute aufhebt, um Zola damit zu treffen, schon — um nur dies eine kritische Depôt zu nennen — 1839 im Juliheft der „Revue de Paris" gegen den großen Balzac fast Wort für Wort herhalten mußte? Er ist wirklich komisch in seinem blinden Eifer, der Herr Pfau. Er putzt Zola wie einen Schulbuben herunter und wirft — o, der feinfühlige Kunstkritiker! — mit Ausdrücken um sich,

die selbst keine andere ästhetische Sanktion als die der Studentenkneipe oder des Philisterstammtisches für sich anrufen können. Und der feine Lindau hat's in seine feine Revue „Nord und Süd" gedruckt!

Um den Naturalismus zu bezwingen, verfällt Pfau selbst auf Auskunftsmittel, die wahrhaftig nichts weder mit der gepriesenen litterarischen Schönheit noch mit der kritischen Wahrheit gemein haben, und um mit Emil Zola fertig zu werden, schweift er sogar auf die Zukunftsmusik ab und schlachtet unseres Richard Wagners Tondichtungen als „höhere Katzenmusik" (!) zugleich mit ein. Man kann das Apostolat des guten Geschmacks in der That nicht vornehmer ausüben!

Von den vielen anderen, die nach dem Erscheinen der „Nana" in deutschen Zeitungen wider Emil Zola aufgestanden sind, fiel mir besonders Einer durch seine burlesk naiven Stil-Allüren auf: Monsieur Kohn, der, ein geborener Oesterreicher und naturalisierter Franzose, unter dem Pseudonym Paul d'Abrest seine litterarischen Thaten zu verrichten pflegt. Ein „gar gewaltig Mann" in seiner behenden, an die Schönheit und Gediegenheit einer gewissen Musterreiter-Suada anklingenden Schreibweise, versuchte der französische Jungbürger in der „Allgemeinen Zeitung" seinen großen Kollegen und Kompatrioten Emil Zola moralisch und litterarisch tot zu schlagen — maustot, und zwar so ganz en passant auf einem Sonntagsnachmittagsausritt in die Gefilde der „modernen französischen Romandichtung." Emil Zola — wie heißt? Elende schmutzige Fliege — ein Schlag mit der Reitgerte Kohn'scher Idealität vom hochbeinigen Phrasengaul herab — hast du sie gesehn?

Ich zitiere: „Zola ist der Charlatan des schriftstellerischen Kloakentums." Ferner: „Zola verdankt seine Erfolge dem Triebe, der jedem Menschen innewohnt, dem Trieb zur Pfütze."

Jedem Menschen? Bitte, Monsieur Paul d'Abrest, nehmen wir Herrn Kohn aus! Solche Ausnahmen helfen die Regula bestätigen!

Weiter: „Meine Absicht ist nicht Eulen nach Athen zu tragen und hier eine Zola-Kontroverse anzuspinnen."

Wozu auch? Die Eule ist obendrein ein häßlich Tier und ein Symbol der Weisheit, und die Kontroverse-Spinnerei ist nicht rentierlich und kostet reelle Gelehrsamkeit und Gehirnschmalz. Lieber nicht. Ein Schlag mit der Gerte, eine flinke Schmähung — das ist billig und ideal und macht nicht weniger Effekt.

Endlich: „Wie man hier vernimmt, soll sich auch in Deutschland eine sogenannte Zola-Schule herausschälen (!). Du lieber Himmel! Es wäre doch so leicht gewesen, einen Beweis zu liefern, daß auch jenseits des Rheines Esprit wohnt . . . ."

Das ist nun einmal unser dummes deutsches Pech, daß wir die Gelegenheiten verpassen, die Monsieur d'Abrest so sicher zu erfassen versteht, um sich als Mann von Geist und Geschmack aufzuspielen — wie Figura zeigt. Merkwürdigerweise hat dieser feine Herr in Waldmüller-Duboc in der „Allgemeinen Zeitung" einen Sekundanten gefunden.

Aber verlassen wir diese Sorte von Kritikern und ihre Pfützentheorie, ihren Esprit und ihr idealisches Flegeltum, um uns einer anderen, wenn auch weniger begnadeten, so doch nicht so ganz uninteressanten Spezies von Litteraturbeteiligten zuzuwenden. Schließlich schreibt auch der Schriftsteller nicht blos, um den Kritikern einen Existenzgrund zu sichern, sondern um seiner selbst und empfänglicher Leser willen.

Der geniale Zola hat längst aus dieser kritischen Narrengeschichte die einzig giltige Moral gezogen. Ich wiederhole sie mit seinen eignen Worten:

„La morale est qu'il faut travailler et laisser passer la bêtise du monde."

Seinen Lästerern aber ruft er zu: „Allons, criez, mordez, salissez, vous ne traivaillez qu'à vous rendre ridicules et meprisables pour nos petitsfils!"

Der Zola'sche Naturalismus ist allerdings für den zahnlosen Gewohnheitsleser, der sich sein Leben lang auf den Konsum des idealistischen Novellen-Zuckerbrods beschränkt hat, eine harte Nuß. Mehr noch! Wer auf konventionelle Schönheit, Sitte und Würde hält, wird bei der Durchsicht der Zola'schen Demimonde-Prozeßstudie einer Anwandlung von Entsetzen und Ekel nicht widerstehen können. Man möchte nach der Lektüre der ersten Seiten den ganzen Aktenband in die Ecke schleudern, so unsäglich traurig und peinlich entwickelt sich die Geschichte. Aber es ist eben — Geschichte, greifbare Menschengeschichte,

die ihren eisernen Gang verfolgt, unbekümmert um die Privatgefühle und den individuellen Widerwillen des Zuschauers. Man hält einen Augenblick den Atem an, faßt sich voller Ergebung in den unbeugsamen Willen der Thatsachen und studiert weiter; Blatt für Blatt unterliegt man der fascinierenden Gewalt der schrecklichen Wahrheit. Das Herz bebt vor Trauer, aber es gewinnt bald an Stärke und geht jusqu' au bout, koste es, was es wolle. Der Abscheu zerrinnt in tiefstem Mitleid wie in einem Mollakkord, in dem der Menschheit ganzer Jammer ausklingt.

Zola anklagen, hieße die Welt anklagen, die er mit ihren Nöten und Gebresten und Verbrechen vor unser Tribunal schleppt. Klagt man den Richter etwa der Unsauberkeit an, wenn er einen schmutzigen Prozeß instruiert? Oder den Arzt, wenn er grauenhafte Geschwüre bloßlegt? Wie absurd! Oder soll bloß der Sittenschilderer die Verpflichtung haben, die schlimmen Wahrheiten des Menschendaseins durch sentimentale Idealisierung zu — verschlimmern?

„Wenn man so wollte," schrieb unser genialer Georg Büchner schon 1835, „dürfte man auch keine Geschichte studieren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte man mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Lüderlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben . . . ." (Gesamtausgabe von Büchners Werken S. 355 ff.)

Wohlan, Zola giebt uns Menschen von Fleisch und Blut, und wenn sich diese „Ebenbilder Gottes" wie Schweine aufführen, so schildert er sie eben wie Schweine und läßt sie grunzen wie Schweine. Dem Viehstand widerfährt sein Recht so vollständig wie dem Menschenstand. Suum cuique.

Auf jedem Gebiete, auch auf dem schlüpfrigsten, ist zutreffende Erkenntnis dem männlichen, gesunden Geiste Bedürfnis. Die Heuchler mögen ihre Augen niederschlagen und fromme Grimassen reißen. Der wahre Freund der Menschen ist auch ein Freund der radikalen Wahrheit und ihrer unverblümten Aussprache. Nur Schwächlinge lallen dem Wieland'schen Schah Lalo die feige Phrase nach:

„Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit wert,
Die mich zu Boden drückt."

Daudet's „Könige im Exil" haben mannigfaltige Berührungspunkte mit der Welt, in der Zola's „Nana", die blonde Venus, spielt. Der exilierte König Christian von Illyrien ist ein Schürzenjäger erster Klasse, und seine Umgebung setzt sich mit wenigen Ausnahmen aus dem elenden Gelichter zusammen, das auf dem Schauplatze der „Nana" seine verehrungswürdigen Vettern und Basen und Helfershelfer hat.

Die Vergleichung drängt sich von selbst auf, fällt jedoch nicht durchweg zu Gunsten des von der Akademie preisgekrönten Verfassers von „Fromont und Risler" aus.

Das Visionäre und Phantastische im reichen Talente des Autors bricht oft zur Unzeit durch und beeinträchtigt seinen naturalistischen Blick für reelle Beobachtung. Einzelne Typen entbehren der Einheitlichkeit, der überzeugenden Solidität in der Durcharbeitung, ein Mangel, der um so störender wirken muß, als es sich um historische Figuren handelt, deren Masken leicht und durchsichtig genug gearbeitet sind, um sofort eine Namensnennung bei dem mit den Pariser Verhältnissen vertrauten Leser herauszufordern.

Daudet scheint dieses Spiel mit einem gelinden Skandal zu lieben, sonst würde er nicht mit Beharrlichkeit seine Typen so persönlich provozierend zustutzen, daß ihre Beziehungen auf bekannte Mitlebende sofort in die Augen springen müssen.

Seine Modelle sind gewiß hochinteressant, allein im Romane müßten sie eine freiere, allgemein menschliche und doch zugleich konzentriertere Beseelung erfahren, um als Geschöpfe der naturalistischen Kunst ein eigenartiges, unantastbares Leben behaupten zu können, ohne

an konkreter Bestimmtheit das Mindeste einzubüßen. Zudem muß es die litterarische Würde des Romans beeinträchtigen, wenn er, wie es im „Nabab" z. B. der Fall ist, die sensationellen Allüren eines Pasquills anzunehmen scheint. Pikanter mag das Daudet'sche Verfahren sein, das will ich gerne zugeben, und deßhalb amüsanter für das mitzeitige Pariser Publikum.

Noch einen Vorwurf können wir dem Werke nicht ersparen, ohne uns des kritischen Rigorismus allzusehr schuldig zu machen. In dem historisch gespannten Rahmen des Romans erschienen uns abgebrauchte theatralische Effektszenen, wie die, wo sich die von ihrem Gemahl ganz erbärmlich verratene Königin mit dem kleinen Kronerben auf dem Arm zu dem tötlichen Sprung durchs Fenster anschickt, nicht glücklich angebracht. Wenn wir auch gern auf diese erhabene, fleckenlose Königin das Wort anwenden, das man einst von der Ducheſſe de Berry sagte: „Sie ist der einzige Mann in ihrer Familie," so finden wir sie doch nach ihrem jahrelang eingehaltenen System des Laisser faire absolut außerhalb ihrer Rolle, sobald sie die erwähnte Theaterpositur riskiert.

Oder sollte diese Königin in dem Buche des Romanziers nur die Bedeutung eines Symbols haben, eines Symbols der gottesgnadentümlichen Monarchie, die nicht mit den gewöhnlichen Maßstäben gemessen werden darf? Fast scheint es so, so marmorrein, so götterhaft hat Daudet ihre Figur gemeißelt, die eher die Züge eines hieratischen Idols, denn die eines irdischen Weibes trägt.

Der Rest ist aufrichtige Bewunderung der glänzenden Eigenschaften des Daudet'schen Werkes. Welch' ein immenser Fortschritt von dem harmlosen Plauderer und dem schäkernden Lyriker von ehemals und dem energischen, die revolutionärsten Saiten anschlagenden Romanzier von heute!

Sollen wir den Inhalt seines letzten Werkes in eine Syntheſe fassen? Sie hätte auf dem Titelblatte Raum: Wie Königsgeschlechter zu Grunde gehen. Welch' ein strenges, verwegenes Kapitel der Zeitgeschichte!

Der Schluß wirkt wie der Schlag eines Fallbeils. Die Königin betritt verschleiert und unerkannt mit dem kränklichen Kronprinzchen das Kabinet des Arztes Bouchereau. „Vergiftetes Blut!" lautet der Spruch des Heilkünstlers, der in diesem Fall mit seinem Latein zu Ende ist. Die Partie ist verloren . . . . . .

Wenn die Bedeutung eines litterarischen Werkes von der Summe von Wahrheiten abhängt, die es zu dem menschlichen Erkenntnisschatze beisteuert, so dürfen wir neben dem Zola'schen auch den Daudet'schen Roman getrost in die Reihe derjenigen Schriften stellen, die nicht mit dem Tage kommen und gehen, sondern als Dokumente unserer großen Familiengeschichte noch von Kind und Kindeskind gelesen und geschätzt werden. —

Wagneriana.

Von Erich Stahl.

II.

In einem Aufsatze „Gedanken über die Bedeutung der deutschen Kunst für das Ausland" sind die Beweggründe der Feindseligkeit auseinandergesetzt, auf welche im Jahre 1861 die erste Aufführung des „Tannhäuser" in Paris stieß. „Das Rechte", so bemerkt Wagner, „schien mir hier F. Liszt zu treffen, welcher den leidenschaftlichen Aufregungen des Vorganges selbst fern geblieben war, und nun mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen vermeinte, daß diese oder jene persönlichen Antagonismen, welche mir und meinem Werke entgegenstanden, mit einiger Geduld gewiß zu beschwichtigen gewesen wären, wenn das Werk selbst eben auf einem Boden gestanden hätte, in welchem es wirklich Wurzel fassen konnte. Er faßte hierbei die Eigentümlichkeit und die Tradition dieses einen bestimmten Theaters,

der Pariser Großen Oper, in das Auge, welche er mit denen des Théâtre français zusammenhielt; auf diesem sei nun Shakespeare stets eine Unmöglichkeit geblieben, und auf jenem würde das Ideal, welches dem deutschen Genius vorschwebe, nicht minder stets eine unbegreifliche Monstruosität bleiben. — — Liszt teilte mir um jene Zeit mit, daß er, vom Kaiser Napoleon III. in mündlicher Unterhaltung um seine Ansicht über die so seltsam verlaufene Tannhäuser-Angelegenheit befragt, diesem seine Meinung dahin ausgedrückt habe, daß er glaube, meine Werke dürften dem französischen Publikum nicht anders als in ihrer originalen Gestalt, als zugestanden deutsche Produkte, ohne jeden Anschein, sie französieren zu wollen, vorgeführt, und dafür vor Allem auf einen Boden gestellt worden, auf welchem von vornherein jeder Annahme, sie nur als französisch akzeptieren zu sollen, entsagt würde. Der Kaiser fand hiermit den Fall sich vollkommen verständlich erklärt."

Unseres Bedünkens heißt es den Parisern und der musikalischen Lotterwirtschaft an ihrer sogenannten „großen" Oper zuviel Ehre anthun, wenn wir uns heute noch ernstlich mit Erforschung der Gründe abmühen wollten, welche neun Jahre vor Sedan Tannhäusers Durchfall veranlaßten. Die Franzosen haben ja ihrem eigenen Meister Berlioz kein besseres Loos bereitet, dagegen die bacchantischen Weisen Offenbachs frenetisch bejubelt. Eines schickt sich nicht für alle!

Ein interessanter Vergleich schließt den ersten Teil der Aufzeichnungen:

„Goethe zum Dichter gewordener Physiker.
Schiller zum Dichter gewordener Metaphysiker."

Der zweite Teil enthält hauptsächlich Persönliches. Gelegentlich der Schmutzfluten, welche ein großer Teil der Presse gegen die titanischen Reformbestrebungen Wagners in die Oeffentlichkeit wälzte:

„Wenn das deutsche Publikum es liebt, die Abtrittsschloten seiner Gemeinheit sich auf die offene Straße, bis in seine Unterhaltungsräume hineinziehen zu lassen wie es dieses, mit der Pflege seiner Zeitungspresse thut, so muß man ihm das lassen, kann aber bei dem Gedanken nichts mehr mit ihm zu thun haben."

Bald darauf findet sich folgende Stelle: „Der Welt wird jede Art von Wohlverhalten gegen Andere gelehrt; nur wie sie sich gegen einen Menschen meiner Art zu verhalten hat, kann ihr nie beigebracht werden, weil es eben zu selten vorkommt."

Der dritte Teil bringt eine dürftige Skizze des vielfach besprochenen von Wagner nie ausgeführten buddhistischen Dramas „Die Sieger". Hiezu machte er viele Jahre später folgende Anmerkung:

„Buddha—Luther—Indien—Norddeutschland; dazwischen: Katholizismus. (Süden-Norden.) Mittelalter. Am Ganges milde, reine Entsagung; in Deutschland mönchische Unmöglichkeit; Luther deckt diese klimatische Unmöglichkeit zur Durchführung der milden Entsagungslehre des Buddha auf; es geht hier nicht, wo wir Fleisch essen, Gebrautes trinken, uns stark bekleiden und warm logieren müssen; hier muß transigiert werden; unser Leben hier ist so geplagt, daß wir „ohne Wein, Weib und Gesang" es nicht aushalten, und selbst dem alten Gott nicht dienen können."

Dieser Teil enthält noch recht interessante Erklärungen über die Vorspiele zu „Tristan", zum dritten Akt der „Meistersinger" und zum „Parsifal". Bezüglich des letzteren: drei Themen — Liebe, Glaube, Hoffnung durchziehen das Vorspiel.

Erstes Thema: „Liebe".

„Nehmet hin meinen Leib, nehmet hin mein Blut, um unserer Liebe willen!" (Verschwebend von Engelsstimmen wiederholt.) „Nehmet hin mein Blut, nehmet hin meinen Leib, auf daß Ihr meiner gedenkt!" — (Wiederum verschwebend wiederholt.)

Zweites Thema: „Glaube".

Verheißung der Erlösung durch den Glauben. Fest und markig erklärt sich der Glaube, gesteigert, willig selbst im Leiden. — Der erneuten Verheißung antwortet der Glaube aus zartesten Höhen — wie auf dem Gefieder der weißen Taube — sich herabschwingend — immer breiter und voller die menschlichen Herzen einnehmend, die Welt, die ganze Natur mit mächtiger Kraft erfüllend, dann wieder nach dem Himmelsäther wie sanft beruhigend aufblickend. Da noch einmal aus Schauern der Einsamkeit erbebt die Klage des liebenden Mitleids: das Bangen, der heilige Angstschweiß des Oelberges, das gött-

liche Schmerzensleiden des Golgatha — der Leib erbleicht, das Blut entfließt und glüht nun mit himmlischer Segensglut im Kelche auf, über Alles, was lebt und leidet, die Gnadenwonne der Erlösung durch die Liebe ausgießend. Auf ihn, der — furchtbare Sündenreue im Herzen — in den göttlich strafenden Anblick des Grales sich versenken mußte, auf Amfortas, den sündigen Hüter des Heiligtums, sind wir vorbereitet: wird seinem nagenden Seelenleiden Erlösung werden? Noch einmal vernehmen wir die Verheißung und — hoffen."

Ein vom Meister vielfach variierter Gedanke:

„Der Erkennende bleibt endlich allein übrig, ganz für sich, eine würdige Erscheinung als Schluß der Welttragödie; aber für diesen Genuß des Einzelnen bezahlt der Staat zu viel, während er doch auf allgemeinen Nutzen vorgeht."

Ein Lieblingsgedanke vom welterlösenden Wert des Mitleids kehrt in folgender Form wieder:

„Der zu bemitleidende Schwache — unmöglich das Ziel: — dagegen der bemitleidende Starke, im Mitleid sich selbst vernichtende Kraft — Abschluß — Entsühnung des Weltdaseins."

Das „Weibliche im Menschlichen" ist der Gegenstand der letzten Aufzeichnungen Wagners. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er noch an diesem Bruchstück, das als Abschluß der Abhandlungen über „Religion und Kunst" bestimmt war. Es kommen darin sehr bittere Stellen über die Ehe vor, d. h. gegen den Mißbrauch derselben zu gänzlich außer ihr liegenden Zwecken, worin er den „Grund unseres Verfalls bis unter die Tierwelt" erblickt.

Erst dann!

Von Karl Bettel.

Es schlafen zuletzt auch die wildesten Wogen,
Und, die einst in prunkender Blähung gezogen,
Die Segel sie werden zusammengerafft:
Es birgt sich das Boot in stillfriedlicher Haft.

Die wuchtigsten Stürme verbrausen im Thale;
Es weichen die Wolken dem siegenden Strahle;
Die schreckenden Blicke zerfließen in Nacht —
Kein dröhnender Donner ist wieder erwacht.

Doch wir Promethiden, die Kinder der Erde,
O finden wir nimmer zum schützenden Herde?
Vertobt uns denn nimmer das Haupt und der Wille?
Umfängt uns denn nirgends die selige Stille?

Ach, wenn wir vom eisernen Schlafe begraben,
Die Ruhe des Todes gefunden erst haben,
Die bergende Scholle uns düster vermummt,
Wenn Lippen und Herz uns für ewig verstummt:

Erst dann sind wir ledig des hämischen Neides,
Erst dann sinkt die Fessel des quälenden Leides,
Erst dann — doch gebettet im zwingenden Grab —
Wer fühlt noch die Wonne der Ruhe hinab?

Gleiches Recht für Alle!

Von Ludwig Mainz.

Bekanntlich ist keine Regel ohne Ausnahme und darum darf auch ein deutsch-freisinniges Blatt, welches im Gewöhnlichen gewaltig stolz darauf ist, ein Vorkämpfer des Grundsatzes „gleiches Recht für Alle“ zu sein, einmal von diesem Grundsatze abweichen und ein Verfahren einschlagen, welches der Gegenstand einer allgemeinen wahrhaft katonischen Entrüstung wäre, wenn ein national-liberales Blatt es verschuldet hätte. Wann und wo dies geschah? Im Jahre des Herrn 1885 in des Reiches Hauptstadt durch die verbreitetste aller Tageszeitungen Deutschlands, durch das Berliner Tagblatt. Das Berliner Tagblatt hat stets die Gewohnheit, in den von ihm gebrachten Kriminalreferaten, welche sich durch eine gewisse Ausführlichkeit auszeichnen, die Namen deutlich zu nennen, einerlei ob es sich um Zeugen, Angeklagte, Verteidiger oder Ankläger handelt. Natürlich lag kein Anlaß vor, in dem großen Skandalprozeß Graef, welcher die Berliner Welt acht Tage lang in fieberhafte Spannung versetzte und ein eigentümliches Licht auf die Sitten und Lebensweise gewisser Kreise fallen ließ, von der bisher festgehaltenen Uebung abzuweichen. Daß verschiedene distinguierte Persönlichkeiten in diesem Prozeß als Zeugen auftreten mußten, welchen ihre Zeugenschaft recht unangenehm war, konnte für das Blatt kein Grund sein, ihre Namen dem wißbegierigen Publikum zu verschweigen, und so veröffentlichte es auch Tag für Tag die Referate über die Zeugenvernehmungen, nannte die Namen ohne Scheu und Furcht und genügte so trefflich den Anforderungen, die der gerechte Leser an eine Berichterstattung stellen muß. Doch das Unglück schreitet schnell. Es kam der Tag, an welchem ein nicht gerade sehr wichtiger Punkt der Anklage erörtert werden sollte, aber immerhin ein Punkt, der nicht ohne Interesse für den urteilenden Richter war. Es handelte sich darum, festzustellen, ob Fräulein Bertha Rother, die Mitangeklagte Professor Graef's, welche beschuldigt wurde, seine Geliebte gewesen zu sein und über diesen Punkt einen Meineid geleistet zu haben, mit einem jungen Referendar längere Zeit ein Verhältnis hatte. Der Referendar trat vor, wurde vernommen und gab in recht ausführlicher Weise an, daß er die Dame auf dem Theater in Burg kennen gelernt, sie nach vielen Bemühungen, da sie nicht zu den mulieres faciles accessu gezählt werden konnte, zu seiner Geliebten gemacht, ihr eine elegante Wohnung gemietet, dieselbe komfortabel eingerichtet, auch ein schönes Stück Geld an sie gehängt habe, und dergleichen Dinge mehr, welche bei Liaisons dieser Art täglich vorkommen. Er bezeugte auch, daß während der Zeit, da Fräulein Bertha seine Geliebte war, er ein Eigentumsrecht an ihr geltend gemacht habe mit der schroffen Ausschließlichkeit, welche das römische Recht demselben beilegt. Während nun das Berliner Tagblatt bei sämmtlichen übrigen Zeugen die Namen genannt und beispielsweise einen Mann, der mit der Schwester der Angeklagten eine Liebschaft unterhielt, ebenso mit seinem Namen bezeichnet hatte, wie einen andern, der mit ihrer Mutter im Konkubinate lebte, hüllte es sich bei Erwähnung des Referendars in den Mantel des Geheimnisses und wußte nur von einem „Herrn“ zu erzählen, welcher mit der Bertha ein Verhältnis gehabt hatte. Hätte ein anderes Blatt dieses inkonsequente Verfahren eingeschlagen, ein Blatt, dessen liberale Tendenzen weniger patentiert wären, wie die des Tagblattes, man könnte den Vorwurf kaum zurückhalten, es nenne nur die Namen der armen Schlucker, wenn ihre Aussagen peinlich und unangenehm für sie seien, verschweige dagegen die der Reichen und Vornehmen. Selbstredend ist dieser Vorwurf bei einem Blatte, dessen Liberalismus als waschecht anerkannt ist, von vorneherein ausgeschlossen. Die Verwerflichkeit einer solchen Inkonsequenz und Prinzipienlosigkeit kann kaum scharf genug gerügt werden. Ist das noch gleiches Recht für Alle, wenn man einem Ersuchen eines Mitglieds der obern Zehntausend, seinen Namen in einer Vernehmung zu verschweigen, die es einigermaßen kompromittiert, stattgiebt, während man den Kutscher und Branntweinhändler ohne Anstand nennt? Ist das vielleicht eine Handlungsweise, welche dem pompösen Ehrenschild der Rechtsgleichheit gerecht wird, wenn man den Kutscher nennt, der die Mutter der Angeklagten als Geliebte besitzt, dagegen den Namen des „Herrn“ verschweigt, welcher die Tochter zur Geliebten nahm? Muß nicht eine solche ungleiche Behandlungsweise in den untern Kreisen der Bevölkerung den grimmigsten Haß und den stärksten aber gerechtesten Unwillen hervorrufen, muß sie nicht auch dem grundlosesten Argwohn reichliche Nahrung geben? Es ist keine Entschuldigung für das Berliner Tagblatt, daß noch andere Berliner Zeitungen sich der gleichen Verfehlung schuldig gemacht haben, daß sie ebenso das Prinzip verletzen, für welches sie zu kämpfen vorgeben; es ist dies nur ein Grund, die Vorwürfe, die wir gegen das genannte Organ richten, gegen alle jene Blätter zu schleudern, welche nicht zu wissen scheinen, daß das Rechtsgefühl der untern Klassen außerordentlich empfindlich ist und durch Nichts mehr gekränkt und verletzt wird, als durch eine Ungleichheit, welche einer Rücksichtnahme für den Unterschied in Rang, Einfluß und Reichtum entsprungen zu sein scheint. Es ist nicht das erste Mal, daß wir diese inkonsequente und ungerechte Unterscheidung in den Berliner Zeitungen, wenigstens einem Teile derselben vorfinden. Vor einiger Zeit fand eine Verhandlung gegen einen italienischen Sänger wegen Betrugs und Erpressung statt, wodurch eine vornehme Berliner Dame, welche mit dem Angeklagten auf sehr intimem Fuße gestanden hatte, im höchsten Grade kompromittiert war. Auf einfaches Ersuchen ihres Gatten unterblieb in den Zeitungsreferaten die Nennung ihres Namens. Ja, warum verschweigt man dann nicht auch den Namen der Arbeiterin, die sich in ähnlicher Weise wie die vornehme Dame vergangen hat? Nennt man das Rechtsgleichheit? Oder soll nicht, was dem einen recht ist, dem andern auch billig sein? Die Berück-

sichtigung, die man hierdurch dem Unterschiede in der sozialen Stellung angedeihen läßt, ist eine geradezu skandalöse und muß jeden, dessen Rechtsgefühl durch die Sophistik der Tagesphrasen nicht gänzlich abgestumpft ist, auf's tiefste empören. Heißt das -etwa den Hohen und Niedern mit gleichem Maßstabe messen, wie eine bekannte Phrase lautet, die von Zeit zu Zeit mit großer Emphase gegen die Regierung geltend gemacht wird? Es ist unbegreiflich, daß große, gut redigierte Zeitungen es nicht verschmähen, sich an diesem traurigen Attentat gegen das Prinzip der Rechtsgleichheit zu beteiligen und man kann sich billig darüber verwundern, daß die Nation der Denker sich eine solche Behandlung seitens der Presse gefallen läßt, ohne mit einem energischen Proteste dagegen zu reagieren, ohne auch nur für die Beleidigung, die man ihr anthut, ein Verständnis zu verraten. Diesem traditionellen Schlendrian, der eine wahre Schande für die Gleichheit Aller vor dem Gesetze ist, muß endlich einmal mit Entschiedenheit entgegengetreten werden und die Vorgänge in dem Prozeß Graef bieten die beste Veranlassung, auf diesen Unfug in der Presse aufmerksam zu machen und seine Beseitigung zu verlangen. Oder sollte es wirklich im Interesse der höheren Moral geschehen, daß man lediglich den Armen und Einflußlosen durch Nennung seines Namens zu etzlicher Ergötzlichkeit des lesenden Publikums brandmarkt, dagegen den Reichen und Vornehmen mit dem Schleier der Verschwiegenheit umhüllt?

Briefe vom Geldmarkt.

Von Wilhelm Prager.

München, dritte Oktoberwoche 1885.

Das Rad der Zeit braucht Schmiere! So langweilig wie während der letzten Woche hat es sich noch nie gedreht und es scheint fast, als sei die diplomatische Welt eingerostet.. Vor beinahe einem Monate begann der bulgarische Putsch und heute wissen vielleicht nicht einmal die Götter, was aus der ganzen Geschichte werden soll. Das einfachste wäre wohl dieAnwendung des in Ober- und Niederbayern gangbaren Rezeptes: Stuhlbeinbereitschaft, Lichtauslöschen, allgemeine Keilerei. Wer schließlich noch schnaufen kann, wird als Sieger proklamiert. — In den letzten Tagen hat sich die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens sehr verringert, denn die großen Rüstungen der kleinen Herren sind schon allzu weit gediehen und der Kaffeehauspatriotismus macht sich in unbändigem Spektakel Luft. Man kann sehr liberal sein, man kann die türkische Wirtschaft (sowohl die in der Türkei selbst als bei uns) auf das Entschiedenste verdammen und hat deshalb doch nicht nötig, mit den Herren Griechen und Serben in dem vorliegenden Falle zu sympathisieren. Der Nationalitätenschwindel wird auch bald seinen Zenith überschritten haben. Welch' liebenswürdige Zustände er zur Zeit in Oesterreich geschaffen, davon gibt die gesamte österreichische Presse täglich traurige Kunde.

Die bisher abwartende Haltung der deutschen Börsen macht allmählich einer etwas unbehaglichen Stimmung Platz; weiteste Komplikationen werden befürchtet und mit dem ersten Kanonenschuß kann auch das großmächtliche Einverständnis in Trümmer gehen. Die Kurse serbischer, griechischer und türkischer Papiere, sowie ungarische Renten und österreichische Bahnaktien erlitten neuerdings nicht unwesentliche Einbußen, unverändert fest blieben fast allein die deutschen Werte. Geht der Spektakel wirklich los, so werden sie zwar auch ein wenig in Mitleidenschaft gezogen werden, keinesfalls aber besteht für deren Besitzer auch nur die geringste Notwendigkeit ihrer Veräußerung. Die französischen Papiere stehen unter dem Einflusse der inneren Verhältnisse dieses Landes. Der 18. Oktober kann der 3 %- und 4 1/2 %igen Rente eine Hausse bringen, ein Ueberwiegen der monarchischen oder radikalen Wahlen kann sie aber auch auf ein sehr niedriges Niveau herabdrücken. —

Die nunmehr in Kraft getretene Börsensteuer rechtfertigt die schlimmsten Erwartungen vollinhaltlich; die Unklarheit vieler Bestimmungen, die lästigen Formeln der Ausführung wirken hemmend auf den ganzen Verkehr und während der ersten Tage war derselbe so gut wie abgeschnitten. Volksvertretung und Regierung sind bei Schaffung dieses Gesetzes mit einer Rücksichtslosigkeit gegen die Geschäftswelt vorgegangen, die — einer besseren Sache würdig gewesen wäre. —

Um auch einmal von bayerischen Dingen zu reden, möchte ich der ausgezeichneten Finanzlage unseres engeren Vaterlandes Erwähnung thun. Von den vielen Millionen Ueberschuß, welche wir zu einem Teile dem Durste in- und ausländischer Bierkonsumenten zu verdanken haben, soll ein erkleckliches Sümmchen Münchener Bauten zugewendet werden; auch für Kunst und Wissenschaft dürften einige Brosamen abfallen — allein von einer wirklichen Unterstützung derselben (wie in Preußen) ist wieder nicht die Rede. Vielleicht hat unser geehrter Herr Finanzminister einmal ein wenig übrige Zeit, und für diesen ja nicht unwahrscheinlichen Fall empfiehlt sich die Beschäftigung mit einleitenden Arbeiten zu einer vorerst teilweisen Konversion der 4 %igen bayer. Staatspapiere in 3 1/2 %ige Da wäre heidenmäßig viel Geld zu erübrigen. — Unsere liebe Vaterstadt wird wohl auch in einigen Monaten dem Beispiele anderer großer Städte folgen und die günstigen Geldverhältnisse benützend, ein Anlehen kontrahieren. (Für die Verwendung eines solchen ist hinreichend Gelegenheit vorhanden.) Es gab zwar jüngst im Kollegium der Gemeindebevollmächtigten einen großen Aufruhr, weil ein Mitglied desselben es gewagt hatte, diese Angelegenheit auf's Tapet zu bringen, ohne seine Partei zu fragen — allein mit Opportunitätsgründen und parteitaktischen Erwägungen wird dieselbe nicht aus der Welt geschafft. Vorhandene Schulden müssen aber bezahlt, für in sichere Aussicht stehende Arbeiten die Mittel herbeigeschafft werden.

Der Vorsitzende.

Von Georg Kuser.

Es war am Tag nach dem jüngsten Tag,
Da kamen in einem Saale
— Das Thermometer stand ziemlich hoch —
Zusammen zu einem Mahle —

's war in der Hölle — gar stattliche Herrn
Mit prächtigen Pelikanskröpfen.
Wie rollten die Aeuglein gar so nett
In den toll ehrwürdigen Köpfen!

Einst pries man hoch und rühmte sie
Als der Menschheit Schirmer und Retter,
Doch später nannt' man ohn' Ehrfurcht sie:
Die menschenfressenden Götter.

Wie strahlten der Zähne stachlige Reih'n!
Verloren ist, wem sie sich weisen.
Es sprachen die Herrn: „Glück auf, Glück auf
In der Hölle! Lasset uns speisen!

Doch halt! Wer sitzt nun obenan?
Wie sollen wir ihn erküren? —
Gewiß: wer die meisten Menschen geschluckt,
Der soll den Vorsitz führen!"

Da sprach Gott Moloch: Mein ist der Platz!
Ein Widerspruch wäre vermessen.
Ich frage kühnlich: Wer von Euch hat
Mehr Menschen als ich gefressen?"

Da rief Gott Siwas: „Die Anpassung zeugt.
Ihr Herren, schaut meinen Rachen!
Wer will bei solcher Zahngarnitur
Den Vorsitz streitig mir machen?"

„Nein, nein!" schrie Huitzlipoptli da,
„Mich, mich müßt Ihr erwählen!
Bei'm Kitlaltepetl! ich fraß noch mehr,
Und wie verstand ich zu quälen!"

Und viele Andre noch rühmten sich
Ihrer anthropophagischen Thaten:
Wie sie Menschen gefressen, roh und gedämpft,
Frikassiert und im Ganzen gebraten.

Zuletzt sprach ein schwarzer Herr gar fromm:
„Mich hat der Himmel erkoren."
— Da ging ein Beifallssturm durch den Saal:
„Der Gott der Inquisitoren!"

Und schon wollte man den dunklen Gott
Zum Ehrenplatze führen,
Da sprangen auf mit Erzgetös
Des Saals gewaltige Thüren.

Und ein trat mächtig dröhnenden Schritts
Ein neuer Gast in die Halle.
„Wer ist er? Ha, was will denn der?"
So fragten die Edlen sich alle.

Ein blutroter Mantel hüllte ihn ein
Vom Scheitel zur Fußesspitze.
So schritt er an der Tafel entlang
Hinauf nach dem Ehrensitze.

„Wer bist Du, Frecher? Hinweg, hinweg!"
— „Mein ist der Platz", sprach er leise.
Es klirrte wie Gold, der Mantel fiel,
Und — die Götzen knieten im Kreise.

Sie sah'n einen goldig glühenden Leib,
Sie sahen zwei gräßliche Rachen,
D'rin starrten viel tausend Zähne, die
Nicht von den stumpfen noch schwachen.

Sie sahen ein blutig rollendes Aug,
Sie sah'n seine doppelte Zunge,
Sie sahen sein felsgeknetetes Herz,
Gezähnt waren Magen und Lunge.

O grausig, gräßlich war er zu schau'n!
— Und es riefen die Götzen: „Ziere
Den Ehrensitz, unser Meister und Herr!
Gott Mammon, präsidiere!"

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gott sei mir armen Sünder gnädig — mehr vermochte er nicht zu denken, noch war er einer weiteren Bewegung fähig.

Plötzlich erblickte ihn die Schiffbrüchige und stieß einen fürchterlichen Schrei aus, ob aus Freude oder Entsetzen, läßt sich nicht entscheiden.

Sie hatte so lange nach einem Retter geschrieen, und nun er da war, konnte sie sich offenbar nicht fassen. Vielleicht war sie sogar einen Augenblick in Zweifel, ob es sich nicht besser schicke, den Balken fahren zu lassen und in die Tiefe zu versinken, allerdings ein ungeschickter Gedanke, denn sie konnte doch nicht verlangen, daß eine Kammerfrau mit frischer Garderobe am Ufer stehe, um sie zu empfangen. Sonderlich Vertrauen erweckend war die Erscheinung Marcians freilich auch nicht. Der ärmellose Bußsack machte ihn noch hagerer, und die wild fliegenden Haare, mit denen der Wind spielte, hoben die Gestalt vom felsigen Hintergrund sonderbar genug ab. Die Schiffbrüchige war auch wirklich in Zweifel, ob es ein Mensch sei, der am Ufer stehe. Während eine Welle sie wieder mit dem Balken gegen das Eiland warf, faßte sie sich ein Herz und rief: Gütiger Schutzgeist, denn ein sterbliches Wesen haust nicht an diesem Ort, sei mir gnädig! Damit streckte sie die eine Hand gegen ihn aus.

Weh mir armen Sünder, murmelte Marcian, so weit zurückweichend, als es das Terrain gestattete.

Sei wer Du willst, rief die mit den Wogen kämpfende wieder, Dich sendet jedenfalls der Himmel zu meiner Hilfe. Schon seit zwei Stunden bete ich unaufhörlich: „Herr, erlöse mich aus tiefen Wassern."

Sie psalliert? — Ein Vers Davids machte auf Marcian immer seine Wirkung. Aber psallieren kann am Ende der Satan auch. Ganz derselbe Fall, wie seiner Zeit mit Zoë, nur dieses Mal zu Wasser.

Allerdings, ein eigentlicher Teufelsbraten war auch Zoë nicht gewesen. Sie soll sich ja im Kloster zu Betlehem ganz vorzüglich gemacht haben. Möglich, daß sich auch jetzt ein ähnliches Rettungswerk vollziehen ließe. Aber war denn Marcian da, um Büßerinnen zu sammeln? Das wäre eine kitzliche Agentur und ein gefährlicher Beruf.

Während der Mann Gottes so deliberierte, brach das Wasser plötzlich ein und die Person ward mit dem Balken in die Tiefe gerissen. Kurzes, aber fürchterliches Geschrei erfüllte die Luft. Schon im nächsten Augenblick warf sie der Rückschlag, und gar nicht umsonst, wieder gegen den Felsen. Diese unheimliche Woge schien Scylla und Charybdis zugleich zu sein.

In Folge des Schreckens konnte die Aermste keinen weiteren Laut mehr hervorbringen. Nur mit dem einen Arm mühte sie sich ab, eine Uferkante zu erhaschen. Es gelang ihr auch einen Augenblick, sie glitt aber sofort wieder ab und selbst bei der verhältnismäßig schwachen Mondbeleuchtung konnte man sehen, wie sich ihre Hand mit Blut bedeckte.

Da noch länger den Zuschauer zu machen, müßte unser Held kein Christ gewesen sein. Er trat an den äußersten Rand seiner Insel, bückte sich nieder und streckte den Arm hinaus. Die Andere griff natürlich zu, er konnte sie aber nicht heranziehen, sondern wäre von einer neuerdings zurückweichenden Wasserbewegung beinahe selbst hinabgerissen worden, mußte sich also nolens volens mit dem ganzen Gesicht gegen die Unglückliche wenden und sie auffordern, den Balken fahren zu lassen und ihm auch die andere Hand zu reichen.

Als er sie auf diese Art fest hatte, machte er, die Blicke zum Himmel gewendet, eine Kraftanstrengung, welche von der wieder anrollenden Woge unterstützt wurde und die Jammernde endlich heraufschaffte, wobei ihr durch das zerbröckelte Gestein auch noch die Kniee verwundet wurden.

Marcian kümmerte sich jedoch um diese weiteren Schmerzen nicht, sondern eilte,

so schnell es die Oertlichkeit gestattete, nach seinem Lagerplatz, nahm das Ziegenfell, stieg wieder hinab und warf es aus einiger Entfernung der Geretteten zu, die sich auch sofort darein hüllte. Wenn der Geist des armen Saccas herniederblickte, mußte er sich wundern, was für Wechselgeschicke die von ihm zurückgelassene Haut zu erdulden hatte.

Marcian aber sagte zu sich selbst: Ich wohnte auf einem Berg, der Versucher stieg mir nach. Ich rette mich auf einen Felsen im Meer, auch hier hab' ich keine Ruhe. Den Dienst, den mir auf der Arche die Flamme geleistet hat, soll mir jetzt das Wasser erweisen. Damals fürchtete ich schwach zu werden, ich war es vielleicht schon, und bestrafte mich durch Feuer. Heute bin ich stark, aber demungeachtet wird mir die kühle Flut eine Beruhigung sein.

Sich und das Meer bekreuzend sprang er hinab und fing sogleich an zu schwimmen. Das Mädchen hatte das Geräusch vernommen und in Ahnung des Geschehenen erhob sie Schreckensrufe, die an die Ohren des Fliehenden schlugen. Da erst fiel ihm ein, daß sie verschmachten müsse, wenn er ihr nicht sagte, wo Lebensmittel wären; auch hieß es, sie der Verzweiflung aussetzen, wenn sie nicht wußte, daß zur bestimmten Zeit ein Schiffer kommen werde.

Was thun? Umkehren? Fortschwimmen? Ist das überhaupt ungemischte Nächstenliebe, was sich in ihm regt? Sein Gewissen sagte: Ja. Aber eine strenge und getreue Warnungsstimme, die noch tiefer in seinem Innern saß, rief Nein.

Also fort. Zudem hatte das Dunkel wieder zugenommen, Wolken waren eilends aufgestiegen, um den Mond zu verdecken, so daß Marcian bald nicht mehr wußte, in welcher Richtung das Land oder die Insel lag. Nur einen Gegenstand gewahrte er, der sich in seiner Nähe herumtrieb. Er griff auf gut Glück darnach, es war ein Balken, wahrscheinlich der nämliche, auf welchem die Unbekannte dahergeschwommen war. Willkommener Fund, denn es hatte sich bereits Ermüdung eingestellt.

Im Uebrigen war guter Rat teuer, oder es gab vielmehr nur einen einzigen Rat, der Nichts kostete, nämlich den, sich so lange als möglich über Wasser zu halten und zu warten, was geschehen würde. Die eigentümliche Lebhaftigkeit des Meeres glich einem belustigenden Nachspiel zu der vorausgegangenen Tragödie. Marcian fühlte diesen grausamen neptunischen Humor an den Bewegungen seines Balkens, die ihn beinahe seekrank machten.

Daß sich die Geschichte vom Fleck rührte, war unverkennbar, nur wußte er nicht wohin. Und wenn er es auch wußte, so ließ sich nichts dafür und nichts dagegen thun. Er war so zu sagen in der Lage mancher Staatsmänner, und hätte sie auch mit staatsmännischer Ruhe hingenommen, wenn nicht die Gefahr bestand, an den Ausgangspunkt zurückzukommen. Er dachte an die Unbekannte, im Ziegenfell auf der Insel sitzend, er ihr willenlos zugetrieben, am Ende gar von der Geretteten selbst gerettet — nein, das wird nicht geschehen. Für diesen Fall war er fest entschlossen, seiner seligen Kapuze in die Tiefe zu folgen.

Auch das Morgenrot brachte ihm keine Gewißheit über seine geographische Lage: doch sah er sich, und das beruhigte ihn, vergebens nach der Insel, vergebens auch nach dem Gestade um. Wie lange wird das dauern? Bei Wasser und Brod hält's ein Einsiedler wohl aus, aber bei Himmel und Wasser? Unsern Freund ängstigten keine solchen Gedanken. Die Sonne sank, sein Mut nicht.

Nur ein schwarzer Punkt, der ihm vor den Augen flimmerte, störte einigermaßen die Ruhe seiner Gedanken. Sollte es wieder ein Vorbote jenes Hungerstadiums sein, in dem er sich schon einmal befunden? Allerdings spürte er kein Verlangen nach Nahrung, aber das war vielleicht das Gefährliche.

Der schwarze Punkt teilte sich nicht wie damals in mehrere ab, sondern wurde größer, kam näher. Es wird doch kein Schiff sein? dachte er, ohne zu bedenken, daß er ohne dieses bald die Oberfläche segnen würde.

Es war wirklich ein Schiff. Aus dem Schwenken eines roten Lappens entnahm Marcian, daß man ihn bemerke und zu einer Antwort herausfordere. Aber er war nicht so glücklich wie oft die Schiffbrüchigen auf Gemälden, die, obwohl gänzlich durchnäßt, doch ein munter flatterndes Tuch besitzen. Außer Stande, ein Gegensignal zu

geben, und nicht todesängstig genug, um zu schreien, wartete er ruhig ab, ob er zum Schiff oder das Schiff zu ihm käme.

Er sah, wie die Leute auf dem Verdeck sich sammelten, wie erst ein Boot, dann ein Mensch herabgelassen wurde und dieser auf ihn zuruderte. Der Mann war über den seltsamen Passagier, der sich so zu sagen in einem vorbereiteten Schiffsbruchkostüm befand, nicht wenig verdutzt und fragte, wo er verunglückt, ob die übrige Gesellschaft ertrunken sei und dergleichen. Marcian gab gar keine Antwort, sondern stieg teilnahmslos in das Boot, und auf das Schiff und vor den Eigentümer desselben gebracht, erklärte er, er habe als Einsiedler auf einer Insel gelebt und nach dem Festlande gelangen wollen oder auch nicht. Ueber den Balken, den er zufällig gefunden, könne er keine Auskunft geben.

Der Schiffseigner schüttelte den Kopf und einer seiner Leute meinte, der Bursche sei wohl gar ein entsprungener Verbrecher, den mit sich zu führen kein Glück bringe und der am Besten wieder über Bord geworfen würde. Der Patron gab zu verstehen, daß es ihm nicht darauf ankomme, seine Frau aber bemerkte, in dem Gesicht des vor Frost zitternden Jünglings liege gleichwohl eine solche Erhabenheit, sein Benehmen sei ein so sanftes und dabei sicheres, daß sie es im Gegenteil für unheilvoll und für eine Todsünde hielte, sich an ihm zu vergreifen.

Dagegen erklärte ein alter Militär, an seinem Kriegsmantel kenntlich, daß ihm ein schwimmender Einsiedler noch nie vorgekommen sei, daß sich diese Gattung nur auf Bergen, in Wäldern oder Wüsten aufhalte, und daß Mönche überhaupt nicht gerne naß würden. Er vermute, man habe es mit einem fahnenflüchtigen Soldaten zu thun, oder gar mit einem Seeräuber, der so schlecht sei, daß ihn nicht einmal seine Kameraden unter sich duldeten. Sein Rat gehe dahin, ihn dem ersten Hayfisch, der sich blicken lasse, zum Präsent zu machen, wobei die zuschauende Gesellschaft dann auch noch ein Amüsement habe.

Da der Offizier auf dem Schiff ein ziemliches Ansehen genoß, so hätte die Angelegenheit für Marcian eine schlimme Wendung nehmen können, wenn nicht nunmehr die Patronin mit noch größerer Energie für ihn eingetreten wäre.

Ich habe, sagte sie, ihn während Eueres Gespräches beobachtet; er verrät keine Spur von Furcht oder Aufregung, sondern kreuzt seine Hände ruhig über der Brust. Das engelreinste Gewissen spricht aus dieser Haltung; ich sage Euch, das ist ein Mann Gottes.

Da der alte Herr bei dieser Verteidigung eine spöttische Miene annahm, geriet die Frau so in Zorn, daß sie ihm sagte: Wenn Du nicht deinen abgeschabten Mantel anhättest, wüßte man auch nicht, wer Du bist. So viel Menschenkenntnis traue ich mir noch zu, daß ich einen Spitzbuben und einen Heiligen auseinander kenne.

Der Patron mochte Gründe haben, in strittigen Fällen lieber seiner Frau nachzugeben und befahl deshalb, Marcian in den unteren Schiffsraum zu bringen und mit etwas achaischem Ziegenkäs und Zwieback zu bewirten. Auch erlaubte er ihm auf Zuflüstern seiner Gattin, seinen ärmellosen Chiton zu trocknen und sich inzwischen in einen oder zwei leere Getreidsäcke zu wickeln.

Diese Anordnungen wurden von der öffentlichen Schiffsmeinung nicht sehr günstig aufgenommen, aber doch befolgt, sofern der Schützling nicht selbst Widerstand leistete. Den Käse schenkte er sofort dem Ueberbringer, seinen Chiton auszuziehen, war er um keinen Preis zu bewegen und wenn er einen Purpur dafür eintauschen konnte. Das Aeußerste war, daß er den einen Sack als Humerode benützte und um Kopf und Schultern schlang. Die rasch hereinbrechende Nacht ermunterte ihn, trotz dem Geräusch der Stoßwellen, einen Psalm zu intonieren, so daß die Frau des Patrons ihren Mann weckte mit den Worten: Höre und erbaue Dein Herz! Was für ein frommer Mann!

Der Patron dachte, wenn er nur sein Maul halten wollte, und ein Passagier klopfte mit dem Stock wirklich an die Verschlagswand, worauf der Sänger augenblicklich schwieg.

Die Patronin aber flüsterte ihrem Mann wieder zu: Sieben Jahre leben wir, Dich meine ich und mich, in glücklicher Ehe, und noch will uns der Himmel kein Kind

bescheeren. Soll ich den Heiligen morgen nicht bitten, mir die Hände aufzulegen? Wenn der nicht die Gabe der Wunder hat, so hat sie Keiner, auch Keiner in der Wüste.

Grundeinfältige Meerzwiebel, knirschte der Patron, den Kopf zornig nach seiner Gattin wendend, ich hätte Lust, euch Beide Kiel holen zu lassen. Ich will nichts wissen von Wundern! Lieber kinderlos mein Lebtag, als eins auf dem Weg des Wunders.

Damit legte sich der unfreundliche Mann wieder zurecht, die Frau aber wischte sich eine Thräne und hatte den tröstenden Gedanken, den verklärten Unbekannten, der ja sogar ein Prophet sein konnte, wenigstens vor Unbill und Schaden bewahrt zu haben.

Am auffallendsten benahm sich des andern Tags der alte Kriegsmann, dem, wie er erzählte, ein Engel erschienen war, so riesig, wie er sich dieselben nie vorgestellt hätte. Er trug einen graubraunen, zerrissenen Leibrock, ganz wie der Schwimmer, hatte die Hände auf dem Rücken, halbgesenkte Flügel an den Schultern, unter der linken Achsel aber eine furchtbare Rute. Auch sein Gesicht glich dem Marcians, nur war des Engels Schnurbart größer und unter drohender Zusammenziehung der Augenbrauen begann er mit furchtbarer Baßstimme: Ich bin der Schutzgeist der Einsiedler! Und wenn Du es noch einmal wagst, Einen von den Meinigen schlecht zu machen, wirst Du mit diesem Instrument — damit hielt er ihm die Rute unter die Nase — in nähere Berührung kommen.

Dem tapfern Offizier, der sich vielleicht im Feld- und Garnisonsdienst recht wacker benahm, schnürte es die Brust ganz ordonnanzwidrig zusammen und er fühlte sich beim Erwachen in hohem Grade abgemattet.

Träume standen zur damaligen Zeit noch in hohem Ansehen. Es ist kaum schmeichelhaft für die Menschheit, daß sie manchen Wendepunkt ihrer Schicksale einem Traumgesicht verdankt, also Zuständen, die man heut zu Tage auf schlecht gegohrene Getränke und unverdauliche Speisen zurückführt. Unser Kriegsmann war aber noch eine gläubige Seele und wenn ihm ein Engel erschien, so nahm er ihn für einen Engel, nicht für ein zu Kopf gestiegenes Magengas, weshalb er auch so früh als möglich Marcian aufsuchte, sich vor ihm auf ein Knie niederließ und ihn wegen seiner gestrigen Lieblosigkeit um Verzeihung bat. Er werde gewiß nie mehr ein ungehöriges Wort über einen Einsiedler verlauten lassen, selbst wenn er das Schlimmste von ihm gesehen hätte, und hoffe dadurch den ganz gewaltigen Schutzgeist dieser Herren zu beruhigen.

Marcian verstand nicht Alles, was der Offizier gesagt, erwiderte aber, wenn es wahr sei, daß er ihn geschmäht habe, so bitte er ihn dankbarst, damit fortzufahren, denn er und seines Gleichen kennten keinen größeren Triumph, als von den Menschen verachtet zu werden.

Mit wachsender Beschämung bat der Kriegsmann den jungen Asceten, ihm die Hand der Versöhnung zu reichen und fuhr dann fort: Ich bin in kaiserlichen Diensten ergraut und meist in Egypten gestanden. Ich habe Viele Deines Berufes gekannt, in der Wüste Scete, in der Thebaide, auf Nitria, aber überall tragen sie über das Hemde noch einen Rock. Warum Du nicht? Bist Du vielleicht von einer strengeren Regel?

Nun war die Verlegenheit auf Seite Marcians. Ich weiß, stotterte er, man hat zur intimen Tunika gewöhnlich noch ein Ziegenfell oder einen Schafpelz.

Der Abt Theodor vom neunten Klima Alexandriens, den ich genau kannte, fiel der Andere wieder ein, trug sogar eine sogenannte Caracolla mit Schleppe und Kapuze. Würdige Dich also, einstweilen wenigstens meinen Mantel anzunehmen; er ist so alt und verschossen, daß ich mich anständiger Weise zu Lande doch nicht mehr darin sehen lassen kann. Für Pilger- und ähnliche Zwecke reicht er aber noch vollkommen aus. Der Mantel, den Elias vom Wagen herabwarf, oder der, den Paulus in Asien vergessen hat, war vielleicht auch nicht viel schöner als der.

Marcian fühlte sich gerührt und da der Andere offenbar den Drang hatte, ein gutes Werk zu thun, glaubte er ihm die Ausführung nicht erschweren zu sollen. Nur glaubte er sich mit der Hälfte begnügen zu sollen, um nicht etwa einmal auf dem Lande im Dunkeln für einen Stabsoffizier gehalten zu werden.

Hocherfreut über den Sieg, welchen sie davon getragen, nahm die Patronin den Mantel und schnitt soviel Schadhaftes weg, daß wirklich nur ungefähr die Hälfte übrig

blieb. Marcian warf diesen Rest über die Schultern, benützte mit großer Virtuosität noch einen Teil davon zur gugelartigen Kopfumhüllung und hätte so auf dem Verdeck ungeteilte Heiterkeit erregt, wenn sich nicht der Geruch seiner Heiligkeit so zu sagen schon verbreitet, so daß eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor seiner Erscheinung die Oberhand gewann Nur der Patron konnte ihn nicht mehr ohne ein gewisses Mißbehagen ansehen. Nur ein Matrose nahte sich ihm mit besonders verbindlichen Worten. Als aber Marcian merkte, daß es der Mensch auf eine wunderthätige Heilung eines Leibschadens abgesehen habe, brach er schleunigst das Gespräch ab und drückte sich auf die andere Seite des Schiffes.

Also nach Alexandria geht die Fahrt, dachte er. Gut. Versuch' ich's einmal mich im Wüstensand zu vergraben. Der Teufel steckt im Mittelpunkt der Erde; seiner Anziehung läßt sich nicht entfliehen. Das Band kann gelockert, gedehnt werden, aber auch der dünnste Faden ist noch leitungsfähig und nur der Tod reißt ihn völlig ab. Komme also, was da wolle, der Weltteil thut nichts zur Sache.

In dieser Art sprach er sich Mut zu und wir lassen das Schiff einstweilen den Mündungen des Nil zusteuern, der ganzen Besatzung, Zivil wie Militär, glückliche Fahrt wünschend.

XVI.

Das Ewigweibliche.

Kehren wir nach dem Dorfe bei Joppe zurück, wo Marcian das Fahrzeug gechartert hatte, das ihn nach dem Felsen überführte. Der Schiffer, der ihm den Liebesdienst erwies, hatte eine nicht mehr ganz junge Frau und einen kleinen Knaben, dessen Genesung er, wie wir wissen, einer sympathischen Einwirkung des Einsiedlers zuschrieb. Er war ein guter Hausvater, liebte sein Weib, sein Kind noch viel mehr und fand nach des Tages Mühen relatives Glück im Schooß seiner Häuslichkeit.

Zur Zeit des Tempelbau's sollen die vom Libanon an's Meer geschafften Hölzer im Hafen von Joppe gelandet worden sein und an dem aus dem Innern kommenden Flüßchen sogar eine dem König Salomo gehörige Schneidsäge gestanden haben. Bei dem unbestimmbaren Alter und der außerordentlichen Festigkeit seiner Hütte behauptete nun Monoxylos steif und fest, dieselbe sei aus Brettern der damaligen Zeit erbaut. Abfälle für die ringsum Wohnenden mag es ja genug gegeben haben und Knauserei war keineswegs eine Signatur der salomonischen Regierungsepoche. Ob übrigens von Cedern oder nicht, das Haus hatte seinen Wert und die Leute brachten sich fort. Von den Körben und Stricken, die Marcian lieferte, blieb hie und da ein Teil im Schiffchen liegen und wurde in Joppe verkauft, ohne daß die Mutter etwas davon wußte. Solche kleine Falschheiten sind guten Christen und Hausvätern wohl nachzusehen, besonders wenn es ihre Gesundheit erheischt, hie und da einen unkontrolierten Schoppen zu trinken.

Ungefähr um die Zeit des Zwischenfalles, den wir im vorletzten Kapitel beschrieben und der Marcian von seinem Asyl vertrieb, hatte der Schiffer im Auftrag eines Kaufmanns von Joppe mit seinem größeren Boot und in Begleitung eines gedungenen Knechtes eine Küstenfahrt auf mehrere Tage angetreten, jedoch zuvor erklärt, daß er rechtzeitig wieder zu Hause sein werde, um die Aetzung für den Einsiedler nach dem Felsen überzuführen.

Die Frist lief jedoch ab, ohne daß er heimkehrte, und die Frau fühlte sich nach wenigen Tagen beunruhigt, nicht wegen ihres Mannes, denn der war früher schon oft über die Zeit ausgeblieben, sondern weil sie fürchtete, der heilige Mann drüben möchte, wenn ihm das Fasten auch noch so geläufig sei, am Ende gar verhungern. Als den vermeintlichen Retter ihres Kindes verehrte sie ihn ungesehen sehr hoch. Ob er aber mit Daniel, Elias, Habakuk, die alle im Notfall von Engeln bedient wurden, auf eine Stufe zu stellen sei, wußte sie doch nicht gewiß.

Wachsende Besorgnis und fromme Neugierde ließen sie eines schönen Morgens

kurzen Entschluß fassen. Sie nahm Brode, Zwieback, Früchte und was sonst bei der Hand war, that alles in den Nachen und fing frischweg an zu rudern. War es ja nicht ihre erste Fahrt auf dem Meer. Sie hatte ihrem Mann früher oft beim Fischfang geholfen und auch als Mädchen mehr als eine Promenade gemacht, um die kühle Seeluft zu genießen.

Je näher sie dem Felsen kam, desto eifriger lugte sie aus ob sich nicht der Einsiedler irgendwo zeigte. Sie hatte sicher vermutet, daß auch er das Schiff sehnsüchtig erwarten würde, denn sein Appetit konnte kein geringer sein. Aber Alles war stille, so daß sie erschrak und darauf gefaßt war, den Diener Gottes sanft verhungert zu finden. In Folge einer heimlichen Furcht, die sie plötzlich befiel, wollte sie sogar umkehren, ohne gelandet zu haben, faßte sich aber doch ein Herz, ruderte an den Felsen, stieg aus und zog das Boot halb an's Trockene.

Sie wollte rufen, wußte aber keinen Namen und fürchtete außerdem, den Heiligen, wenn er noch lebte, durch ihre fremde, noch dazu weibliche Stimme zu erschrecken. Die Schifferin zog es daher vor, ein wenig zu klettern. Vielleicht war es irgendwo möglich, nach der anderen Seite des Felsens zu sehen. Daß derselbe keinen großen Umfang hatte, wußte sie. Bald zeigte sich in der That eine Art Brüstung, die ja auch schon Monorylus benützt hatte. Sie schwang sich munter an die Stelle, blickte hinüber und — hätte einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, wenn ihr im selben Augenblick nicht die Stimme erstickt wäre.

Auf einer Matte lag ein weibliches Wesen, um den Körper ein Fell geworfen. Der rechte Arm ruhte nachlässig auf demselben, in die linke Hand hatte sie — das Wesen — den Kopf gestützt. Langes schwarzes Haar fiel über den Nacken und, wie es schien, auch über die Brust. Ob die Gestalt schlafe oder wache, konnte man nicht unterscheiden.

(Fortsetzung folgt).

Neue Bücher.

Von Karl Bleibtreu.

Eine Reihe großer Namen wimmelt um mich herum. Da ist **Wildenbruch** mit „Neuen Novellen". Brillant geschrieben, virtuose Mache. Auch muß ich rühmend hervorheben, daß eins der 3 Stücke den deutsch-französischen Krieg zum Hintergrund hat, also einen schüchternen Griff in's Historische der Gegenwart versucht. Die Berliner Novelle „Die heilige Frau", sehr manieriert im Stil, zeigt, wie wenig Blick für die Feinheit des eigentlich Realistischen der Dramatiker Wildenbruch besitzt. Wenn man idealisieren will, lasse man die Konfektionneusen nur ganz bei Seite. Diese Gertrud — eine nette Kollegin von Paula Erbswurst, o je! Diese Geschöpfe in blendenden Unschuldsfarben mit Fittichen als Engel erster Klasse zu malen, kann nur lächerlich wirken.

Mit Interesse habe ich „Geld" gelesen, entschieden das Beste, was dem wirklichen geheimen Oberregierungsrat **Karl Frenzel** bis jetzt gelang. Eine saubere Arbeit, fein im Detail ausgestäubt: kein Fleckchen daran. Eine gewisse trockene Herbigkeit wirkt wohlthuend und ein eigener Duft von greiser Reife ist nicht zu verkennen. Wollten sich diese litterarischen Päpstlein doch nur ihren weihevollen Superioritätston abgewöhnen! Dann soll es ihnen bei uns nicht schaden, daß sie „tonangebende" Kritikaster sind. Ihre nicht übeln Sächelchen werden von uns wohlwollend gewürdigt werden.

„Ein Buch" von **Hermann Heiberg** ist kein Buch, das den Ruf des Autors erhöhen wird. Eine Samlung zusammengestoppelter Skizzen, welche die Sucht Heiberg's, die Einfachheit als absolutes Kunstprinzip zu betrachten, in bedenklicher Weise gesteigert zeigen. Eine Piece „Von plattdeutscher Erde" ist geradezu unerträglich; das hätte wahrhaftig eine alte Jungfer, die zum erstenmale die Dichteritis spürt, leisten können — wenn es nur nicht so vorzüglich geschrieben wäre. Denn geschrieben ist das ganze „Buch" wieder entzückend, obwohl außer „Mute Lassen" und „Die Bildts" keine einzige der Geschichten ein größeres Problem behandelt. Ihrer schlichten traurigen Wahrheit wegen hebe ich noch „Lisette", und „Vorwärts Henry!" hervor. — Nichtsdestoweniger zeigt sich auch in dieser geringeren Leistung des gefeierten Romanciers seine Eigenart, die ihm in der Entwickelung der Litteratur einen sicheren Platz sichert, während manche vorlauteren und effekthaschenderen Konkurrenten thatsächlich nur im alten Schlendrian weiterarbeiten. Heiberg kann nämlich Leben, was sehr viel sagen will. Das heißt, seine fein sensualistische Natur setzt sich in steten Kontakt zum realen Leben; ein

Caviarbrödchen und die Venus von Medicis, eine charakteristische Warze wie eine intime Naturstimmung werden von ihm mit gleich liebevoller Sorgfalt beachtet und genossen. Daher die liebenswürdige Naivität und die dralle Gegenständlichkeit seiner Vortragsweise. Nur einen Aufschwung zum eigentlich Bedeutenden, zum Maßstab der ewigen Idee, welche bei äußerster Realistik der Behandlung dennoch nie am Stoffe kleben bleibt, sondern die Materie durch überlegene Idealität vergeistigt — nur dies darf man bei Heiberg nicht suchen.

Unter allen Büchern, die mir letzthin in die blutigen Kritikerfinger fielen, hat mich am meisten **W. Walloth's** „Oktavia" angesprochen. Es ist zwar Schade, daß der hochbegabte Verfasser sein Talent an die unfruchtbarste Aufgabe, den kulturhistorischen Roman vergeudet hat. Aber man muß doch vor allem betonen, wie eigenartig Walloth diese Gattung auffaßt, wie dichterisch seine Komposition, wie künstlerisch seine fließende, aller Archaismen bare und doch charakteristische und nervige Sprache gegenüber dem glatten, geleckten Korkgeschnitzel des gelehrten Ebers wirkt. Die Charakterisierung Nero's ist ein Meisterwerk und die epischen Schilderungen, wie gleich im Anfang der Zirkuskampf sind von elementarer Kraft der Darstellung. Hier haben wir interessante Gestalten, hier erotische Konflikte von ausnehmender Originalität, dabei vollendete Beherrschung der Technik — und über dem allen das undefinierbare je ne sais quoi eines echten Dichteringeniums, das sich in der alles durchdringenden feierlichen und berauschenden „Stimmung" offenbart. Wenn der historische Roman einmal ausnahmsweise echte Poesie ist wie hier — dann, ja dann, ziehe ich, überzeugt „modern" wie ich sein mag, doch ein farbenprächtiges Gemälde vor, das meinem Geiste große historische Ideen vermittelt und eine Reihe wichtiger Vorstellungen vor mir entrollt, statt mich mit den „Realisten der Nüchternheit" zu langweilen. Der wirkliche Realist wird die Dinge erst recht sub specie aeterni betrachten, und je wahrer und krasser er die Realität schildert, um so tiefer wird er in die Geheimnisse jener wahren Romantik eindringen, welche trotz alledem in den Erscheinungsformen des Lebens schlummert.

Und nun noch zum Schluß ein Wörtchen pro domo! Conradi hat mir letzthin einen sehr freundlichen „Komplimentsbrief" gewidmet, worin er Andeutungen macht, die mich zu einigen Glossen dazu reizen. Conradi meint, mein Erstlings-Roman „Der Traum" sei von mir später in gewisser Hinsicht nie mehr erreicht. Da möchte ich einige Geständnisse über die Chronologie meiner Werke machen. Nachdem mir die Herren Verleger von meinen andern Epen versichert, sie seien zu „wild" oder zu „gedankenvoll", schmierte ich in einem Anfall von Verzweiflung eine Dichtung „Gunnlaug Schlangenzunge", welche auch sofort einen Verleger fand, da sie der höheren Tochter teilweise entsprach. Was an dieser formell stellenweis ganz ungenügenden Arbeit originell und bedeutend war, hat natürlich in der Kritik niemand begriffen, obwohl die Dichtung zu meinem Leidwesen das hatte, was man „Erfolg" nennt. Also: Adieu der Epik! Darauf schrieb ich meine norwegischen Novellen und meine „Kraftkuren", die erst viele Jahre nachher im Druck erschienen. Alles, was ich litt, und was ich konnte, zusammendrängend, gelang mir endlich der Roman „Ein Traum". Mein Drama „Byrons letzte Liebe" war schon vorher umsonst in der Welt herumgewandert. Der Roman wurde von Theodor Fontane in der „Voß. Zeitung" in der Weise angekündigt, daß er mich selbst mit Lord Byron verglich. — Die ganze übrige Berliner Presse schwieg das Werk tot, vielmehr besprach es, als ob es sich da um eine reizende Dutzendware handle. Und da soll ich noch Vergnügen daran gehabt haben, auf dieser Bahn fortzuwandeln!

Oder soll ich etwa noch einmal einen Sprung in's Historische versuchen, wie in meinem weitaus bedeutendsten Produkt, dem Roman aus der Zeit Heinrichs VI. von Hohenstaufen, „Der Nibelunge Not", wenn ich den „Raubgrafen" von Julius Wolff und Aehnliches von der ganzen Welt verschlungen sehe? O nein; ich danke.

Von einem wirklichen Verständnis dessen, was ich eigentlich bezwecke, habe ich bisher nur undeutliche Spuren entdecken können. Ich war in meinen Büchern stets und immer Realist, übertrug diesen Realismus aber auf größere allgemeine Probleme, die unter sich zusammenhängend ein System bilden. In meinen vier Kriegsnovellen behandle ich das Verhältnis Deutschlands und Frankreichs unter den beiden Napoleon. In meinen norwegischen und englischen Novellen suche ich den Gegensatz der Nationalitäten unter sich, die durch die modernen Verhältnisse einander nahe gerückt wurden, zu definieren. Im „Traum" und „Der Nibelunge Not" ist die Entwickelung eines echten Dichtergenies im Kampf mit der Welt, bis zu völliger Selbstüberwindung durch den Schmerz, geschildert. Diese ganze Epoche liegt abgeschlossen hinter mir. Jetzt mit „Schlechte Gesellschaft" beginne ich eine neue, in welcher ich vor allem die nackte Gemeinheit des wirklichen modernen Lebens, speziell in Berlin und London, zu analysieren hoffe.

Was Conradi's Bemerkungen über das Dramatische meiner Poesie anbelangt, so hat mich dieser tiefe und klare Blick meines kritischen Freundes überrascht. Möge er denn hören, daß ich in der That ein Dutzend Dramen großen Stils (aber nicht in Jamben!) im Schubfach liegen habe. Was soll ich damit? Sie auf meine Kosten drucken lassen? Ich danke. Keine Bühne scheint mir anständig genug, um noch einmal bei ihr unfruchtbare Versuche zu machen. Ich verachte das moderne Theater zu sehr, um Anspruch auf den Ruhm Wildenbruch's und Lindau's zu erheben. Habeat sibi!

Kunst- und Litteratur-Notizen.

„Der Vater der deutschen Oper", der am 8. Oktober 1585 zu Köstritz im Voigtlande geborene Heinrich Schütz, ist zu seinem dreihundertsten Geburtstage Gegenstand zahlreicher Huldigungen geworden. Am umfassendsten wurde das Schütz-Jubiläum von dem bekannten Riedel'schen Verein durch ein zweitägiges Konzert in der Nikolaikirche zu Leipzig begangen. Bei fortgesetzter Neigung des historischen Sinns und der Liebhaberei an ewigen Gedächtnisfeiern werden wir den Geschmack an den Lebendigen und ihren Werken, für die jetzt schon der Raum immer knapper wird, schließlich ganz verlieren. Schaffen wir die Lebendigen überhaupt ab! Nur die Toten haben Recht! Leichenfresserei!

Ueber englische Orgeln, Organisten und Orgelmusik bringt Musikdirektor Otto Dienel sehr Beachtenswertes in Leßmanns „Allg. Musikzeitung". Moral der Geschichte: „Ich bin der Ansicht, daß wir sehr in das Hintertreffen kommen müssen, wenn wir die durch den Fortschritt im Orgelbau veranlaßten modernen Kompositionen ignorieren und die Mittel, welche uns dieser Fortschritt gegeben, außer Acht lassen. Ergreifen wir das uns gebotene Neue nicht mit aller Energie, so sind wir in Kurzem von den Engländern, Franzosen und Amerikanern wirklich in einer Weise überflügelt, daß uns nur wenig von der Achtung bleiben kann, die man uns bis jetzt bewahrt hat." Stimmt! Wo du nicht bist, Herr Organist u. s. w. Es giebt in der That nichts Langweiligeres als ein deutsches Orgelkonzert auf einem altmodischen Instrument. Aber das ist stilgemäß — historisch korrekt — würdevoll!

Köln. Die „Köln. Ztg." will erfahren haben, daß das **Lenbach'sche Bild des Papstes Leo XIII.** in Rom sehr abfällig beurteilt und sogar der Verdacht rege wurde, daß der Maler eine Karikatur habe zeichnen wollen! Der Papst selbst habe lange gezögert, ehe er die Erlaubnis zur Ausstellung des Bildes gegeben. Nur die Rücksicht auf den mit derselben verbundenen guten Zweck (der Erlös ist bekanntlich für einen Münchener Kirchenbau bestimmt) habe ihn schließlich einwilligen lassen.

Die Vorbereitungen für die großen **Winterkonzerte im Gürzenich** sind im besten Gange. Die Aufführung des Requiems von Berlioz und der H-Moll-Messe von Bach als Hauptwerke des Winters ist beschlossen. Eine der interessantesten Aufführungen wird ferner die E-dur Sinfonie von Bruckner sein, dann folgt die in Wien mit so außerordentlichem Glück gebrachte Sinfonie von Robert Fuchs. Von Richard Wagner kommen Tannhäuser-Ouvertüre, Parsifal-Vorspiel und Fragment des ersten Aktes und Siegfried-Idyll zur Aufführung. Der arme Ferdinand Hiller dreht sich im Grabe um. —

Stuttgart. Oper und Konzerte: Eia popaia und andere Schlummerlieder.

München. In Binders **Volkstheater** durfte das Stück „Der Streit um die Karolinen" erst gegeben werden, nachdem die vom Polizei-Dramaturgen befohlenen Aenderungen vorgenommen waren und das Manuskript die Gutheißung des — spanischen Konsulats gefunden hatte. Einige nennen das deutsche Fügsamkeit und Zartsinnigkeit, Andere — anders. Man sagt, daß bei künftigen Hamlet-Aufführungen das Shakespeare'sche Werk nicht nur der dramaturgischen Abteilung der Polizeibehörden, sondern auch den englischen und dänischen Konsulaten und Gesandschaften zur Revision vorgelegt werden müsse. — Am 15. Oktober hat **Dr. Otto Braun** sein 25jähriges Jubiläum als Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung" gefeiert. Zahlreiche Ehrungen sind dem geschätzten Jubilar angethan worden. — Wolfgang Kirchbach hat sein **„Lebensbuch"** herausgegeben. Für litterarische Feinschmecker!

Weimar. Erich Schmidt, der das vielbewunderte „große Opfer" gebracht, auf Veranlassung der **„Goethe-Gesellschaft"** (lies: Prof. Wilhelm Scherer in Berlin) seine Wiener Professur aufzugeben und als schlichter Direktor des Goethe-Archivs nach Weimar zu übersiedeln, sieht seiner Ernennung zum Universitätsprofessor von Jena, Hofrat u. s. w. entgegen. Erste Abschlagszahlung. Armer Goethe-Martyrer!

Berlin. Karl Bleibtreu hat soeben sein neuestes Drama **„Schicksal"**, ein geniales Prachtstück, an die deutschen Bühnen versandt. Desselben Autors **„Schlechte Gesellschaft"** — das klassische Wertherbuch des neunzehnten Jahrhunderts — wird bereits von der idealgesinnten Presse des Reiches eifrigst tot geschwiegen. Bravo!

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, K. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (C. Emil Mayer) sämtliche in München.